

Buchbesprechung

Alten Mann braucht niemand mehr

Stefan Federbusch ofm

Wie geht es einem 69jährigen Mann, der durch Tod den wesentlichen Bezugspunkt seines Lebens, seine Frau verliert? Der bis auf eine Stieftochter keine Angehörigen hat? Der keine Hobbies und keine Beziehungen pflegt, der nicht besonders bildungsbesessen ist? Der es als „Vollblutpedant“ und „Teilzeitperfektionist“ (87) eh nicht so leicht mit dem Leben hat, der sich als „Ordnungsliebhaber“ (95) eher schwer tut mit den ungeplanten Dingen des Alltags? Der zudem schauen muss, wie sich in Zeiten der „Seuche“ das praktische Leben bewältigen lässt?

Kurt Oesterle beschreibt einen Witwer, der sich nach und nach mit dieser Situation nicht nur anfreundet, sondern an ihr wächst und bisher ungelebte Seiten entdeckt und entfaltet. Der für sich feststellt: „Ihm fehlte nicht, geliebt zu werden, ihm fehlte es, zu lieben“ (14) und der dadurch an „Überflüssigkeit und Unterforderung“ leidet. Denn: „Alles, alles, alles war ihm einzig und allein seine Frau gewesen, die starke, treibende und lenkende, sowohl Nähe wie auch Vertrauende stiftende Kraft in Ottos kreuz-erz-mittelmäßiger Existenz“ (18). Diese Erfahrung dürfte Otto mit vielen Witwern teilen.

Doch Ottos Fühlen dehnt sich zunehmend nach innen wie nach außen aus. Es gelingt ihm, „mit der wachsenden Empfindung für *offen* und *weit* die eigene, für den Daseinskampf einst so nötige Engherzigkeit und Engstirnigkeit endlich hinter sich zu lassen – die letzte große Lebensanstrengung, die gefordert sein könnte, um vor dem Abtreten wenigstens ein einziges Mal am Ganzen des Lebens teilzuhaben und nicht nur an seinen Teilen, Splintern und Zerrbildern. Wenn man schon zu niemandem mehr gehörte im Alter, dann durfte man sich doch immerhin der Natur zugehörig fühlen“ (89). Auch wenn Otto eher ein schlichtes Gemüt ist ohne allzu großen Intellektualismus, drängt sein Leben auf etwas „Komplexeres und Komplizierteres“ (91) hin und gelingt es ihm, einen Weg vom Vordergründigen zum Hintergründigen zu finden.

Auch wenn der Ort nicht genannt wird, scheint Otto in der Studenten- und Autorenstadt Tübingen zu leben, die durch Corona und das Ausbleiben des studentischen Lebens ziemlich ausgestorben ist. Der Autor meidet dieses Wort konsequent, ebenso Covid 19 und spricht stets nur von der „Seuche“. Sehr einfühlsam beschreibt er die Situation, die sich während der Pandemie und der verschiedenen Phasen des Lockdowns ergeben hat und wie die Menschen darauf reagiert haben.

Otto beschäftigt sich als ehemaliger Fernfahrer und Wachmann, als Sonderling ganz praktisch mit der Frage, wie er der Gefahr der privaten Verwahrlosung und sozialen Vereinsamung begegnen kann. Dabei probiert er Verschiedenes aus und schaut, was zu ihm und seinem Charakter passt. Ein Straßenbegegnungstreff alter Leute ist es letztlich nicht, der ihm die Angst vor „Verpennerung“ (44) nimmt. Eher sind es die Zufallsbegegnungen des Alltags und das bewusste Erleben der Natur.

Es scheint naheliegend, dass der Autor, geboren 1955, mit seinem Werk, mit seinem Protagonisten eine Selbstreflexion vornimmt und sich vieles seiner eigenen Lebenswirklichkeit darin spiegelt. Wenn Unbekannte an Ottos Gartenzaun schreiben „Alten Mann braucht niemand mehr“ (7) (was dem Werk seinen provokanten Titel gegeben hat), dann ist dies eine grundsätzliche Anfrage an unsere Gesellschaft und den Umgang mit dem Alter. Ebenso eine Anfrage, wie ältere Menschen selbst mit ihrer Situation umgehen, wenn sie wenig Wertschätzung erfahren. Ob es ihnen dennoch gelingt, die Zeit des Älterwerdens und Altseins als produktive Zeit der zunehmenden Erfahrung und Weisheit, der Gelassenheit und Freiheit zu verstehen und auszukosten. Auch in der Gelassenheit, nicht alle Entwicklungen unserer extrem beschleunigten Zeit mitmachen zu müssen. Der Protagonist ist dafür ein Beispiel. „Otto ist ein kritischer Vertreter der alten, noch sehr westlichen Bundesrepublik, der den Mainstream fürchtet – und lieber einsam bleibt als in falscher Gemeinschaftlichkeit unterzutauchen, also keiner von den alten weißen Männern, die schon – allein um zu schockieren – rechte Sprüche klopfen und sich so abstoßend wie möglich aufführen in einer Art von verspäteter Pubertät.“ (Kurt Oesterle)

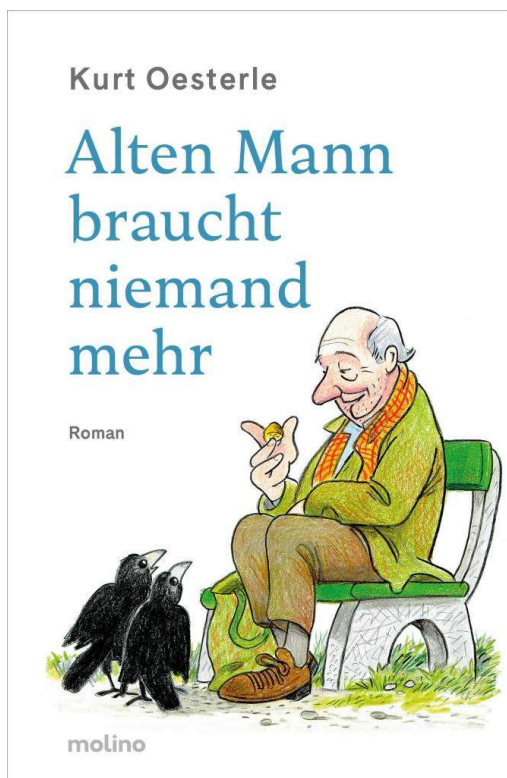
Der Protagonist lernt allmählich, dass es in Ordnung ist zu sein, wie er ist, und sich dafür nicht schämen zu müssen. „Oh, Mann! Wofür hast du dich nicht schon alles geschämt: für deine Herkunft, dein Alter, dein Geschlecht, dein Gesicht, deine mangelnde Bildung, das Plumpsklo deiner Eltern, ja, sogar für deinen Dialekt! Das Schämen aber hat man dir beigebracht, um dich gefügig zu machen, keine Fragen zu stellen und die Scheiße, die dir oft genug serviert wurde, für einen Leckerbissen zu halten. Du hast diese traurige Fähigkeit schließlich auch noch eigenmächtig ausgebaut, Idiot, und freiwillig auf Dinge angewandt, die gar nicht zum Schämen waren ... Doch von nun an: Sei schamlos, wenigstens jetzt, im Alter, sei endlich stolz darauf, dass du ein Unikat bist, einzigartig, und zwar positiv, nicht negativ, und dass du deshalb nie wieder beschämt werden willst (lieber verachtet, wenn schon Respekt nicht zu haben ist) ...“ (82). So tut sich eine neue Perspektive auf: „Ja, könnte es denn nicht sein“, fragte sich Otto ab und an wie vor die Stirn geklopft, „dass Altwerden gar kein Verdämmern ist, sondern ein Erwachen... und nicht annähernd so beschissen wie einem immer eingeredet wird, sondern auf eine neue und andere Art reich, schön, intensiv – man müsste es, verflucht nochmal!, nur deutlicher erkennen, dieses Erwachen...“ (92). Es führt zu einer Reduktion der „Alltagsaufrechterhaltungsanstrengungen“ (97) und in der Folge zu einem „verschärften Miterleben und Mitempfinden“ (102) sowie einem Gefühl gesteigerter Lebendigkeit, „das ihm zur Freude auch noch Dankbarkeit einflößte“ (96).

Das Werk endet allerdings alles andere als positiv im 26. Kapitel mit dem Krankenhausaufenthalt seiner fast 100jährigen Tante Ingeborg, die mit dem Virus infiziert im Koma liegt und vermutlich nicht überleben wird. Angesichts all der zahlreichen Krisen verblasst die Corona-Pandemie trotz aller Dramatik bereits wieder.

Der Roman ist ein Lesevergnügen, da er nicht nur eine Zeit- und Gesellschaftsanalyse bietet, sondern eine Art „Psychogramm“ eines Mannes (Menschen), der versucht, sich in diesen Rahmenbedingungen und in dieser Welt zurechtzufinden, nachdem sich seine Lebenssituation und der Bezugsrahmen verändert haben und die bisherigen Bewältigungsmuster nicht mehr so recht funktionieren. Er ist eine Ermutigung für alle, die eine solche Herausforderung konstruktiv angehen und sich auf Veränderungsprozesse auch ihrer eigenen Person und Persönlichkeit einlassen wollen.

Zum Autor

Kurt Oesterle (geboren 1955 in Oberrot, Baden-Württemberg) ist ein deutscher Journalist und Schriftsteller. Er studierte Germanistik, Philosophie und Geschichte an der Universität Tübingen. 1989 promovierte er dort bei Walter Jens mit einer Arbeit über Peter Weiss' *Die Ästhetik des Widerstands*. Seine journalistische Tätigkeit begann 1980 beim Tübinger Landesstudio des Südwestfunks. Nach seiner Promotion arbeitete er als Redakteur bei einem lokalen Rundfunksender. Seit 1988 schrieb er Literaturkritiken und Essays für das *Schwäbische Tagblatt* und seit 1992 für die *Süddeutsche Zeitung*. Außerdem verfasste er Gedichtinterpretationen für die „Frankfurter Anthologie“ der FAZ. 1997 erhielt Oesterle den Theodor-Wolff-Preis für seinen Essay *Die heimliche deutsche Hymne* über das Lied *Der gute Kamerad* von Ludwig Uhland und Friedrich Silcher. 2002 erschien sein autobiographischer Roman *Der Fernsehgast*, für den er mit dem Berthold-Auerbach-Preis ausgezeichnet wurde, und 2003 der Großessay *Stammheim. Die Geschichte des Vollzugsbeamten Horst Bubeck* zur Geschichte der RAF. 2007 wurde Oesterle mit dem Förderpreis zum Ludwig-Uhland-Preis ausgezeichnet und nahm am Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt teil. Kurt Oesterle lebt in Tübingen.



Bibliografie

Kurt Oesterle

Alten Mann braucht niemand mehr

Roman

252 S.

Molino Verlag, Schwäbisch-Hall 2023

ISBN: 978-3-948696-54-2

Preis: 22,- Euro